

Achim Eschbach / Wendelin Rader (Hrsg.)

Literatursemiotik I

Methoden – Analysen – Tendenzen



Gunter Narr Verlag Tübingen

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Literatursemiotik : Methoden, Analysen, Tendenzen
/ Achim Eschbach ; Wendelin Rader (Hrsg.) – Tübingen : Narr.

NE : Eschbach, Achim [Hrsg.:]

1. – 1979.

(Kodikas, Code : Suppl. ; 1)

ISBN 3–87808–551–6

© Gunter Narr Verlag Tübingen 1980

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck oder Vervielfältigung,
auch auszugsweise, in allen Formen wie Mikrofilm, Xerographie,
Mikrofiche, Mikrocard, Offset verboten.

Satz : Schreibbüro Hädicke, Stuttgart
Druck : Müller + Bass, Tübingen

ISBN 3–87808–551–6

Die Aporien des Konnotationsbegriffs in der Literatursemiotik

Kaspar H. Spinner

1. Einführung in die Problematik

Der nicht verstummende Ruf nach einer Verwissenschaftlichung der Literaturwissenschaft findet z. Zt. seinen sinnfälligen Ausdruck vor allem in den eifrigen und schon fast modisch zu nennenden Bemühungen um eine Literatursemiotik. In ihr glaubt man – mit Hilfe linguistischen Instrumentariums – endlich jene Exaktheit und Formalisierbarkeit zu erreichen, die der Literaturwissenschaft immer noch abgeht. Ehrfurcht gebietend (und Furcht erregend) ist für den Laien diese neue Disziplin, die mit Modellen, Formeln, Schemata und Tabellen Poetizität von Texten erfaßt. Einen besonderen Erfolg hat ein Begriff zu verzeichnen, der schon eine lange Geschichte hinter sich hat – sie reicht bis ins Mittelalter zurück –, der aber neuerdings, propagiert vor allem von französischen Theoretikern, zu einem Hauptinstrument der Semiotik erklärt worden ist: der Begriff der Konnotation. Mit ihm glaubt man eben jene Sinndimensionen bezeichnen zu können, die das spezifisch Poetische an Texten ausmachen und sich insofern von der Denotation alltagssprachlicher Rede unterscheiden. So erscheint der Konnotationsbegriff als Retter aus jener Not, in die sich die linguistische Literaturtheorie dadurch versetzt sah, daß man ihr Instrumentarium als der Dichtung nicht adäquat kritisiert hat (vgl. die entsprechende Rechtfertigung des Konnotationsbegriffs bei Arrivé 1969). Zudem scheint ihm nicht der Makel einer bloß negativen Charakterisierung anzuhaften, der andere in letzter Zeit erfolgreiche literaturtheoretische Leitbegriffe wie ‚Verfremdung‘, ‚Abweichung‘ und ‚Leerstellen‘ in den Augen vieler so wenig befriedigend macht.

Eine Anwendung des Konnotationsbegriffs auf literarische Werke wirkt zunächst auch recht überzeugend. Wenn Heinrich Heine ein Gedicht mit den Worten beginnt

Die Linde blühte, die Nachtigall sang,
Die Sonne lachte mit freundlicher Lust;

liegt der poetische Sinn nicht in der lexikalischen, wörtlichen oder denotativen Bedeutung der Wörter, sondern in jenem zusätzlichen konnotativen Sinngehalt, der die Linde und die Nachtigall als Zeichen für Liebesglück ausweist – ebenso wie der Satz „Die Blätter fielen“, mit dem die zweite Stro-

phe des Gedichts beginnt, Vergänglichkeit, Entschwinden von Glück signalisiert. Und wenn Fontane in seinem Roman *Effi Briest* der Titelheldin im ersten Kapitel die Worte in den Mund legt:

„Denkt doch mal nach, ich falle jeden Tag wenigstens zwei-, dreimal, und noch ist mir nichts gebrochen. Was ein richtiges Bein ist, das bricht nicht so leicht, meines gewiß nicht und deines auch nicht, Hertha. Was meinst du, Hulda?“

und Hulda darauf antwortet

„Man soll sein Schicksal nicht versuchen; Hochmut kommt vor dem Fall.“,

so ist mit diesen Sätzen nicht bloß ein zufälliges Geplauder wiedergegeben, sondern zugleich das im folgenden erzählte Schicksal Effis, das Zerbrehen ihres Lebens, konnotiert. In der Literatur scheint es gerade auf diese zusätzlichen, konnotativen Sinngehalte anzukommen, und deshalb hat man in letzter Zeit wiederholt die Dichtung schlechthin als eine Konnotationssprache definiert; so sagt Michel Arrivé (1972b, S. 19) etwa: „Le texte littéraire est donc un langage de connotation“, Jean Cohen (1966, S. 204f.): „La fonction de la prose est dénotative, la fonction de la poésie est connotative“, John M. Lipski (1976, S. 55): „... every literary text ... is part of a connotative semiotic“ und Manfred Hardt (1976, S. 88) spricht von der „konnotativen Dichte und Flächenhaftigkeit ... , die für poetische Sprache kennzeichnend ist“. Man wird sich allerdings fragen, ob mit dem Konnotationsbegriff tatsächlich mehr ausgesagt ist, als die schon immer behauptete Symbolhaftigkeit von Literatur. Das linguistische Flair des neuen Begriffs verspricht immerhin eine größere analytische Kraft und mehr Präzision.

Doch wer sich daraufhin stärker auf den Konnotationsbegriff und die mit ihm verbundenen linguistischen und semiotischen Modelle einläßt, verfängt sich bald in einem Gestrüpp unterschiedlichster Definitionen, unerkannter Mißverständnisse und widersprüchlicher Modellüberlagerungen. So drängt sich bald die Vermutung auf, ein gemeinsamer Nenner sei auch beim Konnotationsbegriff nur in einer Negation zu finden: Nämlich darin, daß mit ihm all jene semantischen Aspekte bezeichnet werden, die sich dem Denotationsbegriff entziehen – und selbst dieser Nenner ist nur äußerlich ein gemeinsamer, da unter Denotation wiederum höchst Widersprüchliches verstanden wird: Mal wird sie definiert als die mit einem Lautbild im Zeichen verknüpfte geistige Vorstellung, mal als die kognitive, dann wieder als die extensionale Bedeutung oder gar als die referentielle Funktion eines Begriffs.

Um eine gewisse Ordnung in die verwickelten Verhältnisse zu bringen, sollen hier die wichtigsten Entwicklungslinien des Konnotationsbegriffs kurz aufgezeigt werden (Näheres vgl. Molino 1911, Delbouille/Munot 1972, zur

Anwendung auf die Literaturtheorie besonders Gary-Prieur 1971):

1. Der Konnotationsbegriff entstammt der Logik und bezeichnet in diesem Zusammenhang gewöhnlich die intensionale Bedeutung eines Begriffs (den Begriffsinhalt) im Gegensatz zur extensionalen Bedeutung (Begriffsumfang). Es ist der Philosoph John Stuart Mill, der im Rückgriff auf die Scholastik den Begriff 1843 mit der Veröffentlichung seines *System of Logic* in diesem Sinne in die Diskussion eingebracht hat (vgl. Mill 1868, S. 35–46).
2. In die Linguistik ist der Konnotationsbegriff durch Bloomfield 1933 (1935, S. 151f.) eingeführt worden. Er bezeichnet mit ihm die „supplementary values“, die zusätzlichen Werte in der Bedeutung von Äußerungen, wobei er jene Aspekte in den Vordergrund stellt, die Ausdruck des sozialen Status oder der geographischen Herkunft des Sprechers sind; auffällige vulgäre oder dialektale Färbungen von Äußerungen können in diesem Sinne als Konnotationen bezeichnet werden. Einen ähnlichen Sinn haben die Begriffe „Konnotatoren“ und „Konnotationssprachen“ (englisch „connotative semiotics“), die Hjelmslev zehn Jahre später (bzw. genau hundert Jahre nach J.S. Mill) in seinen *Prolegomena zu einer Sprachtheorie* verwendet (vgl. Hjelmslev 1974, S. 111ff.). In folgenreicher Weise faßt er Bloomfields noch recht vage Definition (Konnotation als zusätzliche Werte) systematischer: Die Konnotationssprache sei eine Sprache, deren Ausdrucksebene (= Signifikanten-Ebene) selbst eine Sprache sei. Dabei gibt Hjelmslev neun Klassen von Konnotationssprachen an, die sich im wesentlichen auf das beziehen, was sonst als Stilvarianten und sondersprachliche Charakteristika bezeichnet wird. Hjelmslevs Modell könnte an einem Beispiel etwa so veranschaulicht werden, daß die Gesetzessprache in einem Satz wie „Der Nießbrauch an einer beweglichen Sache kann durch Ersetzung erworben werden“ durch ihre Auffälligkeit nicht nur etwas Bestimmtes bedeutet, sondern durch Inhalt und Ausdruck dem Leser zugleich juristische Fachsprachlichkeit signalisiert. Die Konnotationssprache ist nach Hjelmslev als eigenes System zu beschreiben und hat deshalb natürlich (wie vor allem Greimas 1970, S. 94f. betont) nichts mit der Feststellung einzelner, an bestimmte Wörter geknüpfte Assoziationen zu tun; insofern geht es um wesentlich mehr als bloß um einen Aspekt der Wortsemantik (dies ist deshalb festzuhalten, weil Konnotation häufig gerade anders verstanden wird, vgl. Wandruszka 1976, S. 122, wo die „assoziativen Konnotationen“ von den „sondersprachlichen Indikationen“ unterschieden werden; der Hjelmslevsche Konnotationsbegriff wäre mit letzteren in Verbindung zu bringen, vgl. dazu auch Mounin 1970, S. 102).

3. Der von Bloomfield und Hjelmslev in die Linguistik eingeführte Konnotationsbegriff ist in drei Varianten für die Literaturtheorie wichtig geworden. Die in der Semiotik z. Zt. am meisten beachtete gründet auf der Übernahme und Modifikation des Hjelmslevschen Begriffs durch Roland Barthes (1964, S. 130f.). Barthes greift Hjelmslevs Kennzeichnung der Konnotationssprache als einer Sprache, deren Ausdrucksebene durch eine Denotationssprache gebildet werde, auf und verdeutlicht sie durch die geläufig gewordene Formel (E R C) R C, wobei E = plan d'expression = Ausdrucksebene, C = plan de contenu = Inhaltsebene, R = relation, und durch das folgende Schaubild:

Sa		Sé
Sa	Sé	

(Sa = signifiant = Signifikant
Sé = signifié = Signifikat)

Der Konnotationsbegriff ist in dieser Fassung (vor allem durch die Begriffe Signifikant/Signifikat) wieder an das linguistische Zeichenmodell de Saussures zurückgebunden und von weiteren Implikationen der Hjelmslevschen Theorie befreit; das Schaubild hat in der weiteren Entwicklung vor allem dazu geführt, die Konnotation wieder wortsemantisch zu fassen (bei Hjelmslev geht es nicht um einzelne denotative Zeichen, die für sich eine Konnotation haben). Wenn das Wort Apfel nicht nur einen Apfel bezeichnet, sondern zugleich Sünde bedeutet, kann man entsprechend dem Schaubild von Konnotation sprechen.

In der Bartheschen Grundform ist der Konnotationsbegriff zu einem Hauptinstrument der französischen Semiotik geworden, ausgehend von der Prämisse, daß es Semiotik im Gegensatz zur Linguistik mit sekundären Zeichensystemen zu tun habe. Zur Grundlegung einer Literatursemiotik ist dieser Konnotationsbegriff vor allem von Arrivé 1972a und Adam 1976, in Deutschland von den romanistisch ausgerichteten Literaturtheoretikern Kloepper (1975) und Hardt (1976) ausgebaut worden.

4. Neben der französischen Entwicklung gibt es eine – weniger beachtete – direkte Umsetzung des Hjelmslevschen Konnotationsbegriffs in die Literaturtheorie durch seine Schüler Svend Johansen und Hans Sørensen (vgl. Domercq 1969 und Pasternack 1975, S. 100–105, Busse 1971, Ihwe 1972, S. 160–180), fortgeführt durch Trabant (1970 und

1973). Diese glossematische Tradition (als glossematisch hat Hjelmslev seinen sprachwissenschaftlichen Ansatz charakterisiert) zeichnet sich vor allem dadurch aus, daß die Ebenen der Zeichenfunktion – auch der konnotativen bzw. ästhetischen – weiter differenziert werden in Ausdruckssubstanz, Ausdrucksform, Inhaltsform, Inhaltssubstanz, wobei allerdings diese Hjelmslevschen Begriffe zum Teil einer Uminterpretation unterliegen.

5. Von den beiden eben genannten literatursemiotischen Varianten des Konnotationsbegriffs ist eine mehr linguistisch-stilistische zu unterscheiden, die auf einer Verschmelzung der bei Bloomfield (1935, S. 152) angedeuteten Charakterisierung der Konnotation als „personal deviations“ mit dem „Gefühlswert“ nach Karl Otto Erdmann (1966, S. 103f. – erste Aufl. 1910!) beruht; als Konnotationen gelten in dieser Perspektive die emotionalen oder affektiven Nebenbedeutungen von Wörtern (zu dieser Entwicklung vergleiche vor allem Mounin 1963, S. 144–165). In diesem Sinne ist der Konnotationsbegriff außerhalb der Semiotik am geläufigsten geworden – typisch ist etwa die Definition Büttings (1972, S. 175) in seiner *Einführung in die Linguistik*: „Mit Denotation ist eine kognitive, intellektuelle Bedeutung eines Wortes gemeint und mit Konnotation emotionale Nebenbedeutungen, die man teilweise auch als stilistische Varianten o.ä. bezeichnet.“ (Vgl. aber dagegen Graubner 1973.) In solcher Verwendung wird der Begriff auch mit den sprachlichen Assoziationen in Verbindung gebracht, wie sie die Psychologie experimentell untersucht (dazu vgl. Jodelet, 1972, S. 134ff.). In der Literaturtheorie hat er zur Weiterentwicklung jener Ansätze beigetragen, die das Wesen von Dichtung in deren subjektiven und affektiven Werten sehen (vgl. vor allem Cohen 1966, Martinet 1967, Mounin 1969, S. 24–29, Bureau 1976, S. 138ff.).

Schon die Zusammenstellung dieser wichtigsten Entwicklungslinien dürfte deutlich machen, wie komplex der theoretische Hintergrund des so oft verwendeten Konnotationsbegriffs ist. Die Verhältnisse verkomplizieren sich noch dadurch, daß sich in vielen Veröffentlichungen die Entwicklungslinien verschränken und dadurch zum Teil recht sonderbare Überlagerungen und Widersprüche entstehen. Im folgenden soll allerdings nicht weiter auf einzelne Literaturtheorien eingegangen, sondern auf einige grundsätzliche Probleme hingewiesen werden, die bei der literatursemiotischen Verwendung des Konnotationsbegriffs zum Ausdruck kommen und die bei der konkreten Entfaltung der jeweiligen Modelle zu immer neuen Modifikationen des theoretischen Ansatzes zwingen. Wie bei manch anderem Begriff der Linguistik scheint auch bei der Konnotation die Anwendung auf literarische Sprachverwendungen die Grenzen des theoretischen Modells deutlich zu machen – die

Widersprüche und offenen Probleme in entsprechenden wissenschaftlichen Abhandlungen sind dabei Indiz dafür, daß auch gegen modelltheoretische Geschlossenheit die durch Begrifflichkeit nicht einholbare Komplexität von Wirklichkeit sich ihr Recht verschafft.

2. Wort- oder Textsemantik?

Konnotation wird meist als Zusatz- oder Nebenbedeutung von Wörtern betrachtet und erscheint somit als Aspekt einer Wortsemantik. Dabei ist sowohl bei Bloomfield wie bei Hjelmslev die Überschreitung der Wortebene schon vollzogen. Es ist die Dominanz des de Saussureschen Zeichenbegriffs in der Linguistik der letzten Jahre, die das Wort als Grundeinheit sprachsystematischer Betrachtung wieder in den Vordergrund gespielt hat. So wird auch das Barthesche Schaubild, wenn auch ursprünglich nicht so gemeint, wegen der Verwendung der de Saussureschen Termini Signifikant und Signifikat immer wieder als Darstellung einer zweiten Bedeutung von Wortzeichen interpretiert. Die Literatursemiotik sieht sich dabei vor die Schwierigkeit gestellt, daß die literarischen Konnotationen gerade nicht wortsemantisch erklärt werden können; in unterschiedlichster Weise wird deshalb auf größere Einheiten Bezug genommen. Am verbreitetsten ist die schon von Barthes in seinem *Éléments de sémiologie* (1964, S. 131) gemachte Annahme, daß auch mehrere denotierte Zeichen zusammen den Signifikanten einer Konnotation bilden können. Dies ist am Beispiel leicht einleuchtend zu machen: Die Konnotation ‚Italien‘ stützt sich in Goethes *Mignon*-Lied „Kennst Du das Land . . .“ natürlich nicht nur auf das Wort „Land“, sondern auf die ganzen beiden ersten Gedichtstrophen. Damit ist die verführerisch einfache Vorstellung, daß einzelne Wortzeichen im de Saussureschen Sinne zum konnotativen Signifikanten werden, gesprengt. In diesem Beispiel trägt vielmehr eine ganze Sequenz von Sätzen, die mehr als eine additive Ansammlung von Zeichen ist, die konnotative Bedeutung.

Die größere Schwierigkeit entsteht dann, wenn erklärt werden soll, wie es zu solchen Konnotationen kommt. Assoziationspsychologische Modelle reichen nicht aus, weil sie von einzelnen Wörtern, allenfalls von festen Wendungen ausgehen. Auch jene Erklärungen, die Konnotation definieren als die Nebenbedeutungen, die bestimmte Sprechergruppen einem Wort zulegen, genügen nicht, weil es sich bei den größeren konnotativen Einheiten in der Literatur häufig um singuläre Kombinationen handelt, die nicht schon gruppenspezifisch schematisiert sind. Es gibt zwar gattungsspezifische Verfestigungen wie die schwarzen Haare und die Hakennase einer Frau, die im Groschenroman Börsartigkeit konnotieren; bei solch schematisierten Texten kommt man mit

dem Konnotationsbegriff auch verhältnismäßig weit, weil sie aus einer Kombination weitgehend fest konnotierter Einzelelemente bestehen. Da läßt sich sogar der Codebegriff sinnvoll verwenden, mit dem man häufig Konnotationen zu fassen versucht: Ein konnotativer Code, so könnte man sagen, strukturiert nach festen Regeln die zusätzlichen Bedeutungen. Aber wo es Literatur darauf abgesehen hat, eingeschliffene konnotative Beziehungen aufzubrechen und neue Sinndimensionen zu eröffnen, schwindet die Erklärungskraft des Konnotationsbegriffs. So ist es bezeichnend, daß Barthes bei der Analyse ideologischer, also auch verfestigter Denkmuster mit Hilfe des Konnotationsbegriffs verblüffende Ergebnisse erzielt hat (vgl. z.B. Barthes 1967 oder 1969), bei der Anwendung auf Literatur in *S/Z* aber ein Kapitel überschreibt: „Gegen die Konnotation“ (Barthes 1976, S. 10).

Um die Konnotation aber doch auch für die Texte zu retten, in denen es auf Einmaligkeit der Sinnkonstitution ankommt, operiert man mit dem Begriff der Kontextualität: Konnotationen werden nach dieser Annahme determiniert durch den innertextlichen Kontext, d.h. durch die jeweilige sprachliche Umgebung, in die semantische Einheiten eingebettet sind (vgl. vor allem Martinet 1967, S. 1291 und Hardt 1976, S. 50). Daß man dem See in Goethes Gedicht *Auf dem See* die Konnotation des lebensspendenden, reine Gegenwartigkeit verbürgenden Elements, in C.F. Meyers *Schwüle* oder *Lethe* aber die des Todelements zuschreiben kann, läßt sich durch den jeweiligen kontextualen Sinnzusammenhang der Gedichte evident machen. Nicht die im Barthes'schen Schaubild zum Ausdruck kommende Hierarchisierung der Zeichenebenen stellt sich so als das eigentliche Problem der literatursemiotischen Konnotation heraus, sondern die Kontextualität. Die Konnotation ist nicht einfach ein Baustein über der denotativen Bedeutung, keine zusätzliche Bedeutung einzelner Elemente, sondern Resultat eines innertextlichen Beziehungsgeflechts und damit ein Aspekt der Textsemantik.

So verweist die Kontextualität konnotativer Bedeutung letztlich auf die Beschränktheit jeder am Wort ausgerichteten Semantik. Es ist bezeichnend, daß gerade Hjelmslev, der Begründer der neueren Konnotationstheorie, auch in bezug auf die Denotationssprache die vermeintlich kontextunabhängigen lexikalischen Bedeutungen von Wörtern als Illusion betrachtet; es gebe, so sagt er, „überhaupt keine anderen erkennbaren Bedeutungen als Kontextbedeutungen“ (Hjelmslev 1974, S. 48). Hjelmslev über- und unterschreitet in seinen semantischen Überlegungen die Wortebene: In Abweichung von de Saussure betont er, daß die Zeichenfunktion als Zusammenspiel von Ausdruck und Inhalt nicht primär eine Angelegenheit von Wörtern, sondern ganzer Texte sei und daß bei der Analyse die größeren Einheiten (Text, Perioden, Sätze . . .) zuerst untersucht werden müßten (S. 61). Die Wortebene unter-

schreitet er, indem Zeichen für ihn nicht die Wörter sind, sondern die kleinsten bedeutungstragenden Elemente der Sprache, die Morpheme nach heute gängiger Terminologie. Ein Wort wie haft-pflicht-ver-sicher-t besteht demnach aus fünf Zeichen (S. 47). Obschon man sich bei der Verwendung des Konnotationbegriffs immer wieder auf Hjemslev zu berufen pflegt, bleibt diese seine Differenzierung des Zeichenbegriffs, der mit einzelnen Wörtern kaum mehr etwas zu tun hat, meist unberücksichtigt. Man erklärt gegen Hjemslev das Wort zum denotativen Zeichen und schreitet bei der Analyse der Zeichenfunktion gegen Hjemslev von den kleineren Einheiten (den Wörtern) zu größeren fort. Mit der Theorie der Kontextualität sucht man die Aporie einer Wortsemantik, die Hjemslev schon voll bewußt war, zu überwinden; es gelingt dabei, das Einzelne aus dem Ganzen zu erklären, aber nicht, das Ganze selbst zu erschließen, weil man den Blick auf die einzelnen Konnotationen gerichtet hat.

Problematisch bleibt bei der kontextuellen Erklärung der Konnotation, daß man nach einzelnen Denotaten sucht, die man mit einer durch den Kontext erzwungenen Konnotation belegen kann. Oft ist es aber kaum möglich, solche vorfindbare Einheiten als Konnotationssignifikanten auf der sprachlichen Ebene selbst festzumachen: Welches ist z.B. der Signifikant, wenn in H. Manns *Henri Quatre* der Herzog von Guise zu einer Präfiguration Hitlers wird? Sicher nicht der bloße Name des Herzogs, sondern doch offenbar eine komplexe Vorstellung, die zwar durch semantische Elemente des Texts hervorgerufen wird und damit belegbar ist, die aber mehr ist, als was denotiert wird. Diese grundsätzliche Schwierigkeit, den Konnotationssignifikanten linguistisch auszumachen, hat Barthes (1976, S. 22) dazu geführt, die Konnotationen als „Wanderelemente“ oder gar als frei schwebende Seme, die sich zu einer Art „Milchstraße“ (S. 27) verdichten, zu charakterisieren. Weil sie nicht an einer Stelle als geschlossene Zeichenrelation greifbar sind, pulverisiert Barthes die Konnotationen zu „Goldstaub“ (S. 13), um sie über den ganzen Text zu verstreuen, und hat damit natürlich die trügerische Einfachheit seines ursprünglichen Schaubildes gesprengt. Dieser Versuch dürfte allerdings in die falsche Richtung zielen. Denn offenbar ist es doch gerade der atomisierende Charakter des de Saussureschen Zeichenbegriffs, der seine Verwendung für die Textsemantik so schwierig macht. Ein Text ist nicht nur eine Kombination von Zeichen und Regeln, und eine Linguistik und Literaturtheorie, die – liebäugelnd mit computergerechter Informationstheorie – nach immer kleineren semantischen Einheiten suchen, entfernen sich immer mehr von jenen größeren, komplexen semantischen Einheiten, die für Textverstehen entscheidend sein dürften. Barthes' freischwebende Seme stellen immerhin insofern eine konsequente Lösung dar, als sie bewußt machen können, daß bei immer stärkerer Atomisierung letztlich die Phänomene ent-

schwinden – die Quantenphysik hat das auf ganz anderem Gebiet sehr deutlich erfahren.

Weiter führt eine Bemerkung S.J. Schmidts (1972, S. 395), der zwar auch Ratlosigkeit anzusehen ist, die aber in die entgegengesetzte Richtung zielt. Schmidt spricht in bezug auf Sprache im Gedicht von einer „flächenhaften Sprachentfaltung“ als „Konnotationsdichte“ und stellt sie dem „linearen“, auf der Denotationsleistung der Wörter basierenden Informationsaufbau der Alltagssprache gegenüber. Eine Textsemantik, die solcher flächenhafter Sprachentfaltung gerecht wird, liefert Schmidt allerdings nicht – sie ist der zeichentheoretisch ausgerichteten Linguistik und Literaturtheorie bis heute nicht gelungen. Selbst das von Greimas (1971, S. 45ff.) im Anschluß an Hjelmslev entwickelte Modell der Isotopie – wohl das wichtigste in letzter Zeit entwickelte Instrument der Textsemantik – zeigt die Schwächen des atomisierenden Vorgehens. Als Isotopie ist gemäß der immer wieder zitierten Definition Rastiers (1974, S. 157) „jedes wiederholte Vorkommen einer sprachlichen Einheit“ im Text zu betrachten. Auch die Isotopie wird also als Summe einzelner Elemente vorgestellt. Das gilt entsprechend, wenn Arrivé (1975) und Adam (1976, S. 97f.) in bezug auf literarische Texte von konnotativen Isotopien sprechen; immerhin erweitert Arrivé die Definition insofern, als er der Isotopie auch Strukturiertheit zuschreibt – aber wie es zur Strukturierung kommt, bleibt ungeklärt. Gewiß stellen wir etwa bei der Lektüre eines Kriminalromans auf Grund von Textsignalen unausgesprochene Zusammenhänge her, die man als konnotative Isotopien bezeichnen kann – ihre Strukturiertheit wird man aber doch wohl nicht als bloße Kombination von Sememen erklären können; entscheidend dürfte vielmehr die imaginative Fähigkeit des Lesers sein – aber mit solcher Argumentation begibt man sich auf eine Ebene, die dem linguistischen Literaturtheoretiker verdächtig erscheint.

So zeigt der Konnotationsbegriff immer wieder, wie das ihm zugrundeliegende linguistische Denken in seiner vereinzelnenden Tendenz für die Erfassung literarischer Sinnbildung nicht hinreicht. Er überspielt die ab- und ausgegrenzten Felder und Einheiten, die sich die Linguistik abgesteckt hat, er sprengt die Selbständigkeit der Wortbedeutungen, die Abgeschlossenheit des Satzes und verweist auf das Fehlen einer Textsemantik und zeigt schließlich die Beschränktheit eines Ansatzes, der das Phänomen der Sinnkonstitution nur in der Sprache, nicht im Bewußtseinsprozeß und der Imaginationsfähigkeit festmachen will. Das Defizit einer theoretischen Erfassung ganzheitlicher, bildlicher, eidetischer Verstehensleistungen, die für die Entwicklung einer Textsemantik entscheidend sein dürften, wird durch den literatursemiotischen Konnotationsbegriff deutlich gemacht, aber nicht aufgefüllt.

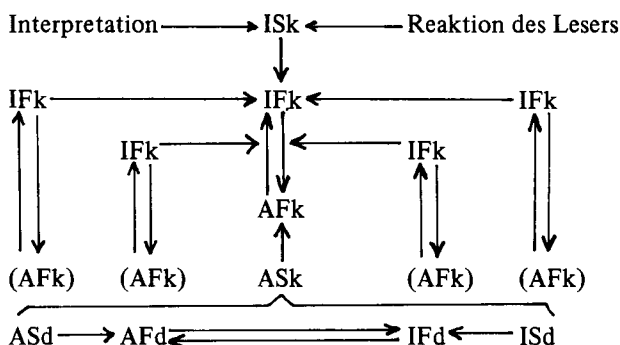
3. Sprengung des Systemdenkens

Die wesentlichste Neuerung, die Hjelmslev in die Konnotationstheorie eingebracht hat, ist der Systemgedanke: Es geht ihm nicht um die Feststellung einzelner konnotativer Zusatzbedeutungen, sondern um „Konnotationssprachen“, die als System zu analysieren sind. Entsprechend betont auch Barthes in seinen „*Éléments de sémiologie*“ die Systemhaftigkeit der Konnotation. Auf diese Prämisse stützt sich die in der Literatursemiotik verbreitete Erwartung, mit dem Konnotationsbegriff die Sinndimensionen literarischer Werke linguistisch exakt als Ausdruck von Regularitäten beschreiben zu können. Aber schon die Kontextualität literarischer Konnotationen verunmöglicht es, von einem der konkreten Textrealisation vorgelagerten konnotativen System von Zeichen und Regeln auszugehen, wie es die Linguistik für die denotative Sprache aufstellt. Um die Möglichkeit einer Systembeschreibung mit Hilfe des Konnotationsbegriffs doch zu sichern, geht man deshalb davon aus, daß der literarische Text jeweils ein ihm eigenes System hervorbringt; für ein solches singuläres System braucht man dann gerne den Begriff *Idiolekt* (vgl. vor allem Eco 1972, S. 151ff., zum Text als System allgemein vgl. Frier 1977, S. 323ff.). Es findet so eine Verlagerung des Systembegriffs von der jedem Sprachgebrauch vorgeordneten Norm (de Saussure 1967, S. 11) zu einer erst im und durch den Text geschaffenen Struktur statt. Mit dieser Konzeption gerät man jedoch in den Konflikt zweier sich ausschließender Prinzipien, der sich etwa in einer Formulierung wie „*le texte littéraire apparaît comme une productivité de systèmes de signes*“ von Arrivé (1969, S. 11) besonders deutlich manifestiert; einerseits sieht man den prozeßhaften Charakter literarischer Sinnbildung, der verfestigte Strukturen aufbricht, und betont die „*productivité*“ literarischer Sprache, andererseits zielt man mit dem Systembegriff wieder auf Geschlossenheit, auf ein beschreibbares Bündel von Regularitäten. Deshalb wird – nicht selten in ein und derselben Veröffentlichung – der Konnotationsbegriff eingeführt als Instrument, das endlich eine exakt wissenschaftliche Erfassung des Literarischen erlaube, und zugleich als Möglichkeit, auf die Unabgeschlossenheit literarischer Sinnbildung aufmerksam machen zu können. Vor noch größere Schwierigkeiten sieht man sich gestellt, wenn die rezeptionsästhetische Perspektive in den Blick kommt: die konnotative Sprache der Literatur gilt dann als Bedingung der Möglichkeit, daß der Leser, weil er nicht an die Normen der denotativen Entschlüsselung gebunden ist, sein eigenes Sinnbildungspotential aktivieren kann – mit dem Systemgedanken versucht man aber wieder, den Verstehensprozeß, der ins Subjektiv-Beliebige zu entgleiten droht, in eine regelgeleitete Objektivität zurückzuholen (vgl. z.B. Kloepfer 1975, S. 91ff., wobei sein Vorschlag, mit einer gleitenden Skala von Denotation über Konnotation zur individuellen Assoziation zu operieren, vieles für sich hat, aber um so mehr die Zwischenstellung des Konnotationsbegriffs deutlich macht).

Mit der Systematisierung entsteht zugleich die Gefahr, den Untersuchungsgegenstand auf das zu reduzieren, was einer systematischen Analyse gerecht wird, und die übrigen Aspekte auszuschließen oder gar nicht zur Kenntnis zu nehmen. Eine solche Einschränkung stellt bereits die Konzentration auf die texteigenen Strukturen und damit auf die Kontextualität dar. Sie ist begreiflich, wenn man der Argumentation Stierles (1975, S. 136f.) folgt: „Nur jene Konnotationen lassen sich systematisch beschreiben, die Bestandteil sind des durch den Text selbst kontrollierten Sinns.“ Das Konzept der Kontextualität, das zwar, wie oben gezeigt, die Wortsemantik erweitert, ist zugleich wieder beschränkt, weil es eine Textimmanenz vortäuscht, die zwar auch aber nicht ausschließlich die literarische Sinnbildung steuert. Letztere beruht auch auf extratextuellen Relationen (dazu vor allem Schulte-Sasse 1974), und nach geläufigem Gebrauch wird gerade dafür der Konnotationsbegriff gerne verwendet; die letzte Strophe in Biermanns Lied *Ermütigung* kann als Bezug auf den Prager Frühling gelesen werden, obschon explizit dies im Text nicht steht. Eine solche Konnotation ist schwer in ein System zu bringen und droht sich so einer semiotischen Analyse zu entziehen, wenn gemäß dem de Saussureschen Sprachbegriff Bedeutung nur durch die Eingebundenheit einzelner Zeichen in einen Systemzusammenhang (de Saussure 1967, S. 139f.) erklärt wird. Insofern der Konnotationsbegriff die denotative Ebene übersteigt, macht er immerhin auf solche Aspekte aufmerksam – insofern er dem Systemdenken verhaftet bleibt, verschließt er sich ihnen jedoch wieder. Entwicklungen auf der Basis des dreistelligen Zeichenbegriffs von Peirce und Morris können hier weiterführen, weil in dieser Tradition von vorneherein pragmatisch, d.h. auf Handlungskategorien ausgerichtet, argumentiert wird und mit der Dreistelligkeit der Prozeßcharakter in den Zeichenbegriff integriert ist. Letztlich zeigt der Konnotationsbegriff dieselbe Ambivalenz, die den Strukturbegriff in letzter Zeit immer stärker prägt: letzterer wird einerseits bedeutungsgleich mit dem Systembegriff verwendet, andererseits gerade gegen diesen ausgespielt, indem man ihn an die jeweilige strukturierende Tätigkeit bindet und somit prozeßhaft versteht.

Die Problematik des Systemdenkens wirkt sich in der Konnotationstheorie nicht nur auf der Ebene des Untersuchungsgegenstandes aus, der wie gezeigt einerseits reduziert wird und andererseits sich der Systematisierung immer wieder entzieht, sondern auch in den immer neuen Ausdifferenzierungen des Konnotationsmodells selbst, wie sie sich in vielen entsprechenden Abhandlungen finden. Gerade wenn man der Komplexität der mit dem Konnotationsbegriff angesprochenen Dimensionen gerecht werden will, sieht man sich zu ständig neuen Modifizierungen und Verfeinerungen des theoretischen Modells gezwungen – und die Konnotation scheint so vielgestaltig zu sein, daß die verschiedenen Theoretiker zu immer wieder anderen Lösungen kommen. Schon Eco unterscheidet in seiner *Einführung in die Semiotik* neun,

z.T. völlig unterschiedliche Arten von Konnotation (Eco 1972, S. 108f.); andere versuchen es mit einer Weiterentwicklung der Konnotationsformel, so daß dann bestimmte Arten von Konnotationen mit Formeln wie $[(E R C) R C] R C$ (Lipski 1976, S. 55) gekennzeichnet werden oder J. Rey-Debove (1971, 1974 und 1976) und G. Lavis (1972 und 1975) sich streiten, ob ästhetische Zeichen nun als $E_1 [C_1 (E_1 C_1)]$ oder als $E_1 C_1$ (signe S) darzustellen seien; in der glossematischen Tradition schließlich erfreut sich Johansens Schaubild für das ästhetische Zeichen besonderen Interesses (nach Busse 1971, S. 449):



(AS = Ausdruckssubstanz, AF = Ausdrucksform, IF = Inhaltsform, IS = Inhaltssubstanz, d 2 denotativ, k = konnotativ)

Für den glossematischen Laien wird das Schaubild höchstens einen gewissen ornamentalen Reiz haben – es sei hier wenigstens andeutungsweise eine Erklärung gegeben: die unterste Zeile stellt die denotative Zeichenfunktion dar, die vertikale Säule in der Mitte die Konnotation, die auf der denotativen Zeichenfunktion aufbaut. Die vier weiteren Säulen veranschaulichen zusätzliche, sog. einfache konnotative Zeichen, die jeweils nur auf einem Aspekt der denotativen Zeichenrelation aufbauen. Die Säule ganz links steht nach Johansen z.B. für Erscheinungen wie den Reim, weil er aufbaut auf der lautlichen Substanz der Sprache (ASd) und diese formt (AFk), so daß in Verbindung mit den anderen konnotativen Elementen ein konnotativer Inhalt geformt wird (IFk), der beim Leser eine bestimmte Reaktion hervorruft, bzw. als Element in die Interpretation eingeht (ISk). Es sei darauf verzichtet, andere Aspekte nach dem Modell durchzudeklinieren – bei einiger Übung läßt sich das trefflich machen. Ebenso ließen sich eine ganze Reihe von Einzelproblemen diskutieren; hier soll exemplarisch eines herausgegriffen werden: wenn Schiller in seiner *Glocke* etwa dichtet

Von dem Dome
schwer und bang,
tönt der Glocke
Grabgesang,

dann sieht man sich veranlaßt, die Lautsubstanz (z.B. die beiden o in der ersten Zeile) mit dem denotativen Inhalt in Beziehung zu bringen – man müßte im Schaubild also noch einen Pfeil quer durch von IFd zu IFk ziehen. Man ersieht aus dem Beispiel, daß auch dieses Schema noch recht grob ist und viele Relationen im Text nicht zu erfassen vermag. So fragt man sich denn, ob Modelle, die schon so kompliziert und doch noch vergrößernd sind, überhaupt als sinnvoll betrachtet werden können – es sei denn als Arbeitsbeschaffungsprogramm für Literatursemiotiker. Die systemhaften Modellbildungen führen bei so komplexen Phänomenen wie der Konnotation offenbar in eine Sackgasse, sie schaffen mehr Probleme, als sie lösen. Statt in Anlehnung an naturwissenschaftliche Denkmuster Formeln aufzustellen, denen man jedes literarische Werk subsumieren kann, wäre es sinnvoller, sich methodische Verfahrensweisen zur Erschließung von Zeichenprozessen zu erarbeiten, die bei unterschiedlichen Gegenständen zu unterschiedlichen, d.h. jeweils angemessenen Ergebnissen führen. Im übrigen zeigt die auf dem glossematischen Instrumentarium fußende Literatursemiotik einmal mehr, wie die linguistische Konnotationstheorie über ihren eigenen sprachtheoretischen Rahmen hinausdrängt, indem mit der konnotativen Inhaltssubstanz auf die psychische Reaktion rekurriert wird (dazu vgl. auch Ihwe 1972, S. 170), ohne daß diese aber in das Zeichenmodell wirklich integriert wäre. Dabei dürften Zeichenprozesse doch wohl überhaupt nur auf der psychischen Ebene sich abspielen. Der Konnotationsbegriff verweist darauf, entzieht sich aber als sprachsystematischer Begriff zugleich dieser Dimension und verspricht und verstellt so in einem wesentlichen Erkenntnisfortschritt.

4. Primat der Denotation?

Die Konnotation setzt, wie in den entsprechenden Begriffsdefinitionen fast immer betont wird, die Denotation voraus. So knüpfen sich die Konnotationen, mit denen die Wortfügung „blaue Blume“ in Novalis' *Heinrich von Ofterdingen* belegt wird, nicht bloß an den Signifikanten als strukturierte Lautfolge, sondern zugleich an die mit den Wörtern verbundene Vorstellung, das Signifikat, an. Theoretisch gesehen fußt die These vom Primat der Denotation auf der Annahme, daß den sprachlichen Zeichen eine (gesellschaftlich) festgelegte virtuelle Bedeutung zuzuschreiben ist, wie das de Saussure postuliert hat. Daß bei einem solchen Zeichenbegriff einseitig auf die Darstellungsfunktion der Sprache (um in der Terminologie Bühlers zu sprechen) abgestellt

wird und sowohl Ausdrucks- als auch Appellfunktion als zweitrangig behandelt werden, wird oft übersehen. Selbst in der immer wieder als rein denotativ gekennzeichneten Alltagssprache ist das Primat der Darstellungsfunktion in vielen Fällen kaum aufrecht zu erhalten. Man versuche nur mal, die denotativen Wortbedeutungen bei Flüchen oder bei den Anrede- und Grußformeln wörtlich verstehen zu wollen (etwa die „vorzügliche Hochachtung“ in Briefen). In der tatsächlichen Sprachverwendung ist die Darstellungsfunktion der Sprache eine unter anderen und keineswegs immer die grundlegende. Das Primat der Denotation beruht offensichtlich auf einer Abstraktion, dem Wegblenden jener Aspekte, die im tatsächlichen Gebrauch von Sprache gerade im Vordergrund stehen. In der de Saussureschen Linguistik ist diese Abstraktion konsequent, da in ihr bewußt von der konkreten Äußerung, der parole abstrahiert werden soll. Bei der literarischen Konnotation als Angelegenheit der Textsemantik hat man es mit einer bestimmten Sprachverwendung, mit parole zu tun, und kann die Grundprinzipien der Sprachsystembeschreibung nicht unbesehen übernehmen. Tatsächlich fällt es etwa bei der Lyrik schwer, immer von der Denotation als verständnissichernder Basis auszugehen. Verdeutlichen mag das die Strophe Brentanos

Sprich aus der Ferne,
Heimliche Welt,
Die sich so gerne
zu mir gesellt!

in der doch offenbar die konnotative Kontextualität erst die denotative Entschlüsselung erlaubt: daß „heimlich“ hier nicht im Sinne von ‚unerlaubt‘ zu verstehen ist, sondern in der Spannung zu „Ferne“ zur Bedeutung ‚heimatlich‘ und ‚vertraut‘ (vgl. „gesellt“) tendiert, erschließt sich dem Leser mehr aus dem konnotativen Zusammenhang als aus einem Denotationsvorgang; dieser schält sich eher aus dem Konnotationszusammenhang heraus. Wie bei einem Gemälde der Farbklang oft vor den abgegrenzten Gegenständen wahrgenommen wird, dürfte auch in lyrischer Sprache die Denotation so zurücktreten, daß die Konnotationen in den Vordergrund kommen. Im übrigen ist auch die Denotation bei weitem nicht so fest umrissen, wie man gemeinhin annimmt, sondern konkretisiert sich in der jeweiligen Sprachverwendungssituation gerade auch durch die konnotative Einbettung. Eine Entsprechung zu einer solchen Sicht des Sinnbildungsprozesses findet sich in der sprachpsychologischen Annahme, daß entwicklungsgeschichtlich die Konnotation vor der Denotation erworben worden ist (Hörmann 1970, S. 30).

In der Literatursemiotik wird zwar immer wieder auf die Abschwächung der Denotation im literarischen Text hingewiesen, aber welche anderen, nicht nur sekundären Verarbeitungsstrategien in den Vordergrund treten, kann nicht gezeigt werden, solange die Konnotation ein abgeleiteter Begriff bleibt.

Die Schwierigkeiten, die Alexander Gottlieb Baumgarten, der „Begründer“ der Ästhetik, mit der *cognitio confusa* gehabt hat, der er ein eigenes Recht gegenüber der *cognitio distincta* zubilligen wollte, scheinen sich noch heute unvermindert zu stellen, wenn man versucht, literarische Sinnbildung nicht an einem auf exakter Begrifflichkeit basierenden Sprach- und Verstehensbegriff zu messen. Inwiefern Kommunikations-, Wahrnehmungs-, Vorstellungs- und Denkprozesse auch nicht analytisch-linear, auf Einzelementen aufbauend, sondern synthetisch, gestalthaft ablaufen können, ist wissenschaftlich noch kaum in Ansätzen erklärt – und droht in einer Zeit der Exaktheitsgläubigkeit überhaupt übersehen zu werden. Der Konnotationsbegriff vermag wenigstens auf den Mangel aufmerksam zu machen. Weiterzuentwickeln wären Modelle, die, wie in der Gestalttheorie angelegt, begreifbar machen können, daß Erkenntnis- und Wahrnehmungsprozesse nicht nur vom Einzelnen zum Ganzen fortschreiten, sondern auch von globalen Mustern ausgehen, die als hypothetischer Rahmen Ausdifferenzierungen jeweils erst ermöglichen.

Wie vor allem M.-N. Gary-Prieur (1971, S. 103) im Anschluß an Barthes betont hat, ist die Hierarchie von Denotation und Konnotation auch ein literaturhistorisches Problem: für „klassische“ Texte eignet sich das hierarchische Modell durchaus – man denke etwa an die denotativ rekonstruierbare Erzählhandlung in der Novelle usw., in modernen Texten aber haben sich die Gewichte zusehends verlagert, man denke nur an Texte von Heißenbüttel, F. Mayröcker, Arno Schmidt u.a. Grundsätzlich ist ein hierarchisches Verhältnis von Denotation und Konnotation an ein gesellschaftliches Einverständnis über die Interpretation von Wirklichkeit gebunden: wo die gesellschaftlich vermittelten begrifflichen Einheiten oder Vorstellungsinhalte, auf denen die Denotation beruht, unangefochten sind, kann sie als gültiges Grundprinzip erscheinen; werden sie erschüttert, schwindet die Denotation als verständnissichernde Basis. Das geschieht besonders leicht bei Abstrakta, man denke an Begriffe wie ‚Terrorismus‘, ‚Kommunismus‘, ‚Kapitalismus‘, die heute in vielen Verwendungssituationen nur über gemeinsame Konnotationen Verständigung ermöglichen, da sie denotativ für manche Benutzer diffus bleiben (vgl. dazu auch Dieckmann 1975, S. 80).

5. Einseitigkeit einer auf beliebigen Zeichen aufgebauten Semiotik

Nach de Saussure (1967, S. 79) ist das Band, welches Signifikant und Signifikat in der Sprache miteinander verknüpft, beliebig (arbiträr), d.h. auf reine Konvention gegründet, und eben deshalb betrachtet de Saussure die Sprachwissenschaft als „Musterbeispiel und Hauptvertreter der ganzen Semeologie“ (S. 80). Hjelmslev (1974, S. 109f.) postuliert entsprechend, daß man nur dann von Zeichenfunktion sprechen soll, wenn keine Isomorphie vorhanden

ist. Theorien, die in dieser Tradition das literarische Werk als konnotatives Zeichen interpretieren, sehen sich deshalb veranlaßt, auch dieses als arbiträre Zeichenfunktion zu interpretieren. Besonders betont wird dies von Trabant (1970, S. 270 und 1973, S. 228ff.) und Arrivé (z.B. 1972a, S. 23). Diese Annahme ist aber kaum durchzuhalten, und in der Tat sieht sich die Literatursemiotik veranlaßt, andere Zeichenbegriffe zu Hilfe zu nehmen. Sie rekurriert dabei auf die durch Peirce verkörperte Tradition der Zeichentheorie, in der vom beliebigen Zeichentyp ein indexikalischer (auf direkter Verbindung beruhend wie ein Wegweiser, der auf den bezeichneten Weg hinweist) und ein ikonischer (auf einer Ähnlichkeitsbeziehung beruhender) unterschieden wird. Wenn Konnotationen aus dem Kontext erklärt werden, kann von einer indexikalischen Relation die Rede sein, weil eine Verweisung innerhalb ein und derselben Ebene (nämlich des Textes) stattfindet. Nöth (1975, besonders S. 29 und 65) erklärt in entsprechender Weise in seiner Analyse von Reklametexten die Konnotation als eine auf indexikalischen Zeichenrelationen beruhende Merkmalsübertragung. Meist übersehen werden allerdings in der am Konnotationsbegriff ausgerichteten Literaturtheorie die ikonischen Relationen, weil sie dem Hjemslevschen Isomorphieverbot direkt zu widersprechen scheinen. Schon lautmalerische Effekte, Semantisierung von Rhythmus und syntaktischen Strukturen lassen sich als ikonische Zeichenrelation prägnanter charakterisieren als mit dem Konnotationsbegriff. Erst recht wird es schwierig, komplexere gestalthafte Einheiten als Konnotationen zu begreifen. Barthes (1976, S. 71) versucht dies z.B. in *S/Z*, wenn er die Vorstellung, die von einer erzählten Person bei der Lektüre entsteht, dadurch erklärt, daß identische Seme bzw. Konnotationen „wiederholt denselben Eigennamen durchqueren und sich in ihm festzusetzen scheinen“. Das Bild, das sich der Leser durch verstreute Textthinweise von der erzählten Person schafft, ist aber doch wohl mehr als nur die Versammlung einzelner Seme, nämlich eine neue vorgestellte Einheit, die als mentales Bild oder Ikon gekennzeichnet werden kann. Eine Gestalt wie Gretchen im *Faust* wird vom Leser, angeleitet durch den Text, als Vorstellung erzeugt, und was ihr als Sinngehalt zugeschrieben werden kann, wird in ihr selbst gesehen und zugleich durch Analogie zu erlebter Erfahrung begriffen: Gretchen konnotiert nicht einfach Unschuld, sondern wird als deren Verkörperung erfahren. Ausdrucks- und Inhaltsebene dieses vorgestellten, komplexen Zeichens sind nicht, wie nach der Definition im beliebigen Zeichen, unterschiedlich strukturiert, sondern zeigen Analogie, Isomorphie auf und stellen deshalb, in Peircescher Terminologie gesprochen, eine ikonische Relation dar (dazu vor allem Morris 1975, S. 97ff.). Literarische Zeichenhaftigkeit kann so erklärt werden als die durch (wenn man will: denotative) sprachliche Zeichen ausgelöste Herstellung virtueller Ikone. Diese sitzen nicht wie die Konnotation im Barthesschen Schema unmittelbar auf der denotativen Zeichenrelation auf, sondern sind erst

das Produkt eines Vorstellungsprozesses, für den die denotative Ebene die Anweisungen gibt (dazu vor allem Iser 1976, S. 219ff.). Eine semiotische Erhellung des literarischen Verstehensprozesses wird deshalb die psychisch-geistigen Prozesse der Vorstellungsbildung mitberücksichtigen müssen, was ein rein sprachsystematischer Ansatz, wie er die Konnotationstheorie prägt, nicht leisten kann.

6. Konsequenzen?

Wortsemantik, Systemhaftigkeit, Primat der Denotation und Beliebigkeit des Zeichens sind typische Aspekte einer an der Sprache im Sinne von de Saussures *langue* und nicht am Sprachgebrauch, der *parole*, ausgerichteten Linguistik. Der literatursemiotische Konnotationsbegriff entstammt der Erweiterung dieses Ansatzes durch Hjelmslev, wird aber meistens doch wieder an das de Saussuresche Zeichenmodell zurückgebunden und zeigt die Grenzen beider Theorien. Er läßt offenbar werden, daß man mit einem an einzelnen Wörtern ausgerichteten Zeichenbegriff in der Literatursemiotik wenig weit kommt; er macht auf die Prozeßhaftigkeit von Sinnbildung aufmerksam, so daß das Systemdenken gesprengt wird; er relativiert die Ansicht, beim Verstehen ginge es primär um eine Kette von Denotationen, die sich wie durch ein Abrufen aus dem Lexikon realisieren ließen, und er offenbart das Ungenügen einer Semiotik, die nur mit beliebigen, konventionellen Zeichen operiert. Auch wenn er auf einige Aspekte von Sprache und Sinnbildung, die besonders in der Literatur zum Tragen kommen, aufmerksam machen kann, so erweist er sich bei vertiefter Analyse doch selbst als beschränkt, weil er nicht einen grundsätzlich anderen Ansatz verkörpert als den, den er relativiert, sondern nur eine Erweiterung darstellt und damit an die zugrundeliegenden Prämissen gebunden bleibt. Überall dort, wo die Analyse auf verfestigte sekundäre Bedeutungssysteme wie ideologische Strukturen in der politischen Sprache oder schematisierte Symbolbildungen in der Trivalliteratur hinzielt, stellt der Konnotationsbegriff ein brauchbares Instrument dar, er versagt bei jenen sprachlichen Erscheinungen, bei denen ein kreatives Sinnbildungspotential aktiviert wird und damit Sprache nicht bloß bestehende Bedeutungsmuster abrufen, sondern zur Neustrukturierung von Bewußtseinsinhalten provoziert. Da letzteres in besonderem Maße durch fiktionale Literatur (sofern sie mehr als Unterhaltung sein will) geschieht, wird an ihr deutlich, daß der Konnotationsbegriff nicht das Hauptinstrument der Semiotik schlechthin sein kann.

Weitere Perspektiven dürften Entwicklungen auf der Basis des Peirceschen Zeichenbegriffs eröffnen, auf den oben mehrfach hingewiesen worden ist.

Allerdings ist diesem Modell widerfahren, daß es ins informationstheoretische Fahrwasser geraten ist und zu einer technizistisch-computergerechten Ästhetik geführt hat, die die Aporien der Konnotationsästhetik auch nicht auflösen vermag. Eine Rückbesinnung auf die Fundierung der Peirceschen Zeichentheorie in der Bewußtseinsproblematik und auf ihre handlungstheoretische Zielsetzung dürfte aber ermöglichen, auch die Literatursemiotik von ihrer einseitigen Bindung an einen sprachsystematischen Zeichenbegriff zu lösen. Die Dreistelligkeit des Peirceschen Modells erlaubt zu zeigen, daß Bedeutungsbildung nicht nur durch systemhafte Relationen zustande kommt, sondern durch den Entwurf von Interpretationshorizonten, die zur Ausgrenzung von Zeicheneinheiten führen. Während der Konnotationsbegriff immer wieder dazu verführt, deduktiv eine Sinnebene aus der anderen ableiten zu wollen, wird man die Finalität von Verstehensprozessen als ein aktives Erzeugen von globalen Verstehenshypothesen während des Rezeptionsvorgangs als leitendes und strukturierendes Prinzip stärker in den Vordergrund stellen müssen. In welcher Richtung dies geschehen kann, wird in dem ebenfalls in diesem Band abgedruckten Aufsatz von W. Köller gezeigt.

Zitierte Literatur

- Adam, Jean-Michel (1976), *Linguistique et discours littéraire. Théorie et pratique des textes*, Paris
- Arrivé, Michel (1969), Postulats pour la description linguistique des textes littéraires, in: *Langue française* 3, 3–13
- Arrivé, Michel (1972a), *Les langages de Jarry. Essai de sémiotique littéraire*, Paris
- Arrivé, Michel (1972b), Structuration et destruction du signe dans quelques textes de Jarry, in: Greimas, Algirdas Julien (Hrsg.), *Essais de sémiotique poétique*, Paris, 64–79
- Arrivé, Michel (1975), Zu einer Theorie der poly-isotopen Texte, in: Brütting, Richard/Zimmermann, Bernhard (Hrsg.), *Theorie – Literatur – Praxis. Arbeitsbuch zur Literaturtheorie seit 1970*, Frankfurt a.M. 1975, 108–122
- Barthes, Roland (1964), *Éléments de sémiologie*, in: *Communications* 4, 91–135
- Barthes, Roland (1967), *Système de la Mode*, Paris
- Barthes, Roland (1969), Rhetorik des Bildes, in: Schiwy, Günther, *Der französische Strukturalismus. Mode – Methode – Ideologie*, Reinbek bei Hamburg, 158–166
- Barthes, Roland (1976), *S/Z*, Frankfurt/M
- Bloomfield, Leonard (revised ed. 1935), *Language*, London
- Bünting, Karl-Dieter (erg. Ausg. 1972), *Einführung in die Linguistik*, Frankfurt/M
- Bureau, Conrad (1976), *Linguistique fonctionnelle et stylistique objective*, Paris
- Busse, Winfried (1971), Das literarische Zeichen. Zur glossematischen Theorie der Literatur, in: Ihwe, Jens (Hrsg.), *Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse und Perspektiven Band II/2*, Frankfurt/M, 437–454

- Cohen, Jean (1966), *Structure du langage poétique*, Paris
- Delbouille, Paul/Munot, Philippe (1972), *Le mot connotation et son usage en stylistique*, in: *Cahiers d'analyse textuelle* 14, 7–49
- Dieckmann, Walther (1975), *Sprache in der Politik. Einführung in die Pragmatik und Semantik der politischen Sprache*, Heidelberg
- Domerc, Jean (1969), *La glossématique et l'esthétique*, in: *Langue française* 3, 3–13
- Eco, Umberto (1972), *Einführung in die Semiotik*, München
- Erdmann, Karl Otto (1966), *Die Bedeutung des Wortes. Aufsätze aus dem Grenzgebiet der Sprachpsychologie und Logik*, Darmstadt
- Frier, Wolfgang (1977), *Ansätze einer Semiotik des Sprachgebrauchs*, in: *Lingua* 43, 313–337
- Gary-Prieur, Marie-Noëlle (1971), *La notion de connotation(s)*, in: *Littérature* 4, 96–107
- Graubner, Hans (1973), *Stilistik*, in: Arnold, Heinz Ludwig/Sinemus Volker (Hrsg.), *Grundzüge der Literatur- und Sprachwissenschaft Band 1*, München 164–187
- Greimas, Algirdas Julien (1970), *Du sens, Essais sémiotiques*, Paris
- Greimas, Algirdas Julien (1971), *Strukturelle Semantik. Methodologische Untersuchungen*, Braunschweig
- Hardt, Manfred (1976), *Poetik und Semiotik. Das Zeichensystem der Dichtung*, Tübingen
- Hjemslev, Louis (1974), *Prolegomena zu einer Sprachtheorie*, München
- Hörmann, Hans (verb. Neudruck 1970), *Psychologie der Sprache*, Berlin
- Ihwe, Jens (1972), *Linguistik in der Literaturwissenschaft. Zur Entwicklung einer modernen Theorie der Literaturwissenschaft*, München
- Iser, Wolfgang (1976), *Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung*, München
- Jodelet, François (1972), *L'association verbale*, in: Bresson, François et al., *Traité de psychologie expérimentale Fasc. VIII*, Paris, 97–153
- Kloepfer, Rolf (1975), *Poetik und Linguistik, Semiotische Instrumente*, München
- Lavis, Georges (1972), *A propos de l'interprétation autonymique de la littérature*, in: *Cahiers d'analyse textuelle* 14, 50–66
- Lavis, Georges (1975), *Connotation autonymique et littérature*, in: *Cahiers d'analyse textuelle*, 110–126
- Lipski, John M. (1976), *On the Meta-structure of Literary Discourse*, in: *Journal of literary Semantics* V, 53–61
- Martinet, André (1967), *Connotation, poésie et culture*, in: *To Honor Roman Jakobson Vol. II*, The Hague, 1288–1294
- Mill, John Stuart (³1868), *System der deductiven und inductiven Logik 1. Teil*, Braunschweig
- Molino, Jean (1971), *La connotation*, in: *La linguistique* 7 Heft 1, 5–30
- Morris, Charles William (1972), *Grundlagen der Zeichentheorie. Ästhetik und Zeichentheorie*, München

Mounin, Georges (1963), *Les problèmes théoriques de la traduction*, Paris

Mounin, Georges (1969), *La communication poétique précédé de Avez-vous lu Char?*, Paris

Mounin, Georges (1970), *Introduction à la sémiologie*, Paris

Nöth, Winfried (1975), *Semiotik. Eine Einführung mit Beispielen für Reklameanalysen*, Tübingen

Pasternack, Gerhard (1975), *Theoriebildung in der Literaturwissenschaft. Einführung in Grundfragen des Interpretationspluralismus*, München

Rastier, François (1974), *Systematik der Isotopien*, in: Kallmeyer, Werner et al. (Hrsg.), *Lektürekolleg zur Textlinguistik Band 2*, Frankfurt/M, 153–190

Rey-Debove, Josette (1971), *Notes sur une interprétation autonymique de la littérature: Le mode du „comme je dis“*, in: *Littérature* 4, 90–95

Rey-Debove, Josette (1974), *Autonymie et sémiotique littéraire*, in: *Littérature* 16, 107–116

Rey-Debove, Josette (1976), *Autonymie et réflexivité*, in: Rey, Alain, *Théories du signe et du sens II*, Paris 223–232

de Saussure, Ferdinand (²1967), *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*, Berlin

Schmidt, Siegfried J. (1972), *Alltagssprache und Gedichtssprache*, in: Koch, Walter A. (Hrsg.), *Strukturelle Textanalyse – Analyse du récit – Discourse Analysis*, Hildesheim 1972, 381–399

Schulte-Sasse, Jochen (1974), *Aspekte einer kontextbezogenen Literatursemantik am Beispiel der „Emilia Galotti“*, in: Müller-Seidel, Walter (Hrsg.), *Historizität in Sprach- und Literaturwissenschaft*, München, 259–275

Stierle, Karlheinz (1975), *Text als Handlung. Perspektiven einer systematischen Literaturwissenschaft*, München

Trabant, Jürgen (1970), *Zur Semiotik des literarischen Kunstwerks. Glossematik und Literaturtheorie*, München

Trabant, Jürgen (1973), *Literatur als Zeichen und Engagement*, in: *Sprache im technischen Zeitalter*, 47, 225–247

Wandruszka, Mario (1971), *Interlinguistik. Umriss einer neuen Sprachwissenschaft*, München